

kommen hörte. „Er hat sie nicht!“ sagte deutlich dieser verzagte Schritt.

Ein neues, wildes Aufschluchzen Friedchens fand statt, als Heinz traurig zur Thür hereintrat und düsteren Tones sprach:

„Nein, nichts!“

„Das Kind hat Fieber,“ sagte die Mutter. „Friedchen, du mußt ins Bett! Beruhige dich und weine nicht mehr! Die Uhr ist verloren. Aber sieh, wir zürnen dir nicht einmal! In ein paar Jahren, wenn du verständiger bist, bekommst du vielleicht eine andere.“

Ein neues, heißes Schluchzen Friedchens war die Antwort auf diesen unbestimmten Trost. Ganz erschöpft, von den Brüdern gestützt, ließ sie sich wirklich in ihr Schlafzimmerchen führen. Unter sanften, zärtlichen Trostworten zog die Mutter ihr das rote Wollkleidchen aus.

Da auf einmal ein schrillender Jubelschrei.

„O Mutter, — meine Uhr!“

Friedchen hatte die Verlorene wirklich in der Hand. Sie jauchzt, sie hüpf und springt; alle Familienglieder eilen spornstreichs herbei. „Ist's möglich? Wo war sie denn? O, welch ein Glück!“ klingt's durcheinander.

Die Mutter erklärte es lachend, denn Friedchen konnte vor zitterndem Glück nicht reden. Die Uhr hat in der Tasche von Friedchens Unterrock gesteckt; als die Schnur zerriß, ist sie da hineingerutscht.

* * *

Diese neue Freudeaufregung war für Friedchen aber doch zu viel.

Sie gestand nun selbst: „Mir ist, als ob mir der Kopf zerspränge! Ich will meine liebe Uhr lieber heute gar nicht mehr sehen und still schlafen!“

Sie bekam ihr Nachtkleid an, das Nachtlcht wurde angebrannt. Alle außer der Mutter verließen die Stube.

Und die Mutter tröstete ihr liebes Kind: „Nun sei froh! Nun schlaf süß! Morgen bist du wieder gesund. Dann kaufen wir eine dicke, feste Schnur, und der Uhrmacher soll das Werk deines Uhrchens in Ordnung bringen, daß es nicht mehr nach zwei Stunden still steht. — Mein Liebling aber merke sich: Wenn sich unsere liebsten, heißesten Wünsche erfüllen, ist's noch lange nicht allemal ein reines Glück!“



Die Waldminna.

Die Hütte der Waldminna stand weit ab vom Dorfe am Waldestrand.

Sie war klein und niedrig; das tief niederhängende Strohdach war so dicht mit Moos bewachsen, daß es aussah wie ein schwerer, grüner Sammetbehang, der das rissige Häuschen nächstens zusammenzudrücken drohte; ganz ängstlich, wie schielende Augen, sahen die winzigen schiefen Fensterchen darunter vor. Schief hing die alte

Holzthür in den Angeln, wacklig war das ausgetretene Steintreppchen vor dem Haus; aber dem Frikel erschien das Ganze doch herrlich und wunderbar, vielleicht weil die stärkste Eiche der ganzen Gegend so stolz und stämmig daneben Wache stand.

Frikel hatte vor der Waldminna überhaupt den gewaltigsten Respekt. Als er klein war, glaubte er jahrelang, der Waldminna gehöre der Wald. Deshalb fragte er stets sehr höflich und bescheiden, ob er sich ein paar Erdbeeren oder Himbeeren pflücken dürfe, und meinte, die Minna sei gar zu gut, weil sie's erlaube, ja oben-drein auch immer noch mitging, um ihm die guten Stellen zu zeigen.

Später erfuhr er so nebenbei, Eigentum der Minna sei der Wald nun gerade nicht, der gehöre seinem Vater, wie alles Land umher und wie der große Gutshof am andern Ende des Dorfes, der seine Heimat war. Waldminna sei nur eines armen Waldhüters Witwe.

Großen Eindruck auf Frikel machte das aber nicht, und seine Verehrung für die Minna blieb ganz dieselbe. Gehören mochte der Wald ja Pa, aber — es war eben doch Minnas Wald! Minna regierte darin ganz allein; die Bäume und Blumen darin erzählten ihr alle Geschichten, die sie wußten, und die sie sonst niemandem erzählten, und die niemand verstand. Die Beeren wuchsen für sie; alle Buben, die ins Pflücken gingen, rissen aus, wenn sie die Minna sahen, denn die Minna hatte das erste Recht, das war ganz offenbar; die Gutsleute selbst kauften ja die Beeren von ihr. Und wo die herrlichsten Sänger des Waldes ihre verstecktesten Nestchen hatten, das wußte auch nur die Minna; wie in einem großen

Konzert konnte es durcheinander zirpen und schmettern, und zwitschern und trommeln, — ganz genau kannte sie die kleinen Musikanten auseinander, unterschied die melodischen Stimmen der Drosseln und Finken, das zarte Getön der Rotkehlchen und Meisen, das Gurren und Rucken der Waldtauben, das Schnarren des Spechts. — — Ja, was die Vögel sagen wollten, wußte sie sogar.

Die Taube rief: „Suhn, kumm! Suhn, kumm! Suhn, kumm! Ruh is schon kumma!“ Sie sei eine arme Witwe gewesen, wußte die Minna, die ihren Sohn geschlagen und davongejagt hatte, weil sich die Ruh, die er hüten sollte, im Walde verlaufen, während er schlief. Schluchzend, in eine Taube verwandelt, ruft sie nun immerzu, immerzu.

Und der Kuckuck sei ein verunschener Bäckergefell, der zur Zeit der Hungersnot den armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn der liebe Gott die Brote im Ofen wieder gesegnet und wieder groß und ganz gemacht hatte, immer von neuem davon abgezupft und gerufen habe: „Guck guck! Guck guck!“ Nun sei er zur Strafe in den ruhelosen Vogel verwandelt, der immer dasselbe Geschrei wiederholen müsse.

Die Lerche hoch oben in den blauen Lüften schmettert: „Ach, wo is dat schön! Schön is dat! Schön! Schön! Ach, wo is dat schön!“

Von Eidechsen und Schlangen, vom Hamster und Fuchs, und überhaupt von allem Waldgetier wußte Minna die wunderbarsten Geheimnisse; vielfach waren's dunkle, lange Geschichten, Verzauberungen oder so etwas Gruslich-herrlich-schönes; wunderbar hörte sich's an in ihrem dämmrigen Stübchen, wo hinein der Sonnenschein durch

die in Regenbogenfarben schillernden Fenster ganz zage fiel, fast noch wunderbarer als im grüngoldigen, freien Walde. Da kam dem Fritel oft solch leiser Schauer über den Rücken gekrochen; leis, leis, geheimnisvoll war die Stimme der Alten; still das Haus; und die Waldkräuter, die in großen Büscheln und Bündeln zum Trocknen an den Holzwänden hingen, dufteten so stark. — Die Waldminna kannte nämlich auch alle Kräuter und wußte, welche Schmerzen und Leiden sie zu heilen vermochten. Unter leisem Murmeln sammelte sie sie ein, und unter leisem Murmeln gab sie sie den Kranken. Was sie sprach, verstand keine Menschenseele, nur „Gott Vater, Sohn und heiliger Geist“ hörte man deutlich heraus, und so konnte es ja nichts Schlechtes sein. Und helfen tat's! Das wußte der Fritel. Als er klein war, hatte er einmal einen so schlimmen Finger gehabt, ganz rot und glänzend und dick. Der hatte weh getan, so sehr — man mußte schreien! Und der alte Doktor aus dem nächsten Städtchen kam nicht, der war anderweitig weg über Land. Damals schickte die Mutter in großer Angst zur Waldminna, und die hatte, während Fritel stumm zuschaute, auf dem Spirituslämpchen irgend etwas gekocht von mitgebrachtem Kraut, was wunderbar duftete; unter leisem Reden hatte sie ihm Lämpchen aufgelegt, die damit getränkt waren, und dann hatte sie ihn auf den Schoß genommen und ihm viele wunderbare Sachen erzählt.

Dabei sind sie zuerst gute Freunde geworden. Wie geehrt der Fritel sich fühlte, als die Waldminna sagte: „Wenn du gesund bist, mußt du mich einmal besuchen,“ das ist nicht zu beschreiben.

Und wunderbarerweise war er schon am andern Tage ganz und gar gesund. Die Waldminna hatte ihm geholfen. Nun mußte er gehen und sich bei ihr bedanken. Seine Kinderlene ging mit ihm, denn er war ein Bübchen von kaum sechs Jahren damals.

Eine Flasche Wein und eine Tüte Reis und ein großes Stück Speck durfte er der Waldminna mitnehmen zum Geschenk. Mit seligem Herzen zog er ab, und mit glänzenden Augen, mit glühenden Wangen kam er wieder.

Was hatte ihm die Waldminna alles erzählt! Was hatte er bei der alles gesehen! Es war gerade Mai, in der Waldecke um das Waldhäuschen her blühten die Schlüsselblumen goldiggelb. Die seien entstanden, wie der heilige Petrus, der Pförtner im Himmelreich, seinen Schlüsselbund einmal auf die Erde habe fallen lassen, hatte die Minna gesagt.

Und wie man Flöten macht aus Holunderzweigen, hatte sie ihm gezeigt. Tüchtig den Zweig klopfen! Aber die Hauptsache sei, stetig leise dabei zu singen:

„Fabian, Sebastian,
Laß den Saft aus dem Holze gahn!“

Dann klangen die Flöten so wunderbar schön.

Einen großen Kater und ein winziges lahmes Rehchen hatte die Waldminna, dazu einen zahmen Raben, der flog ihr auf die Schulter und von der Schulter auf die Hand, wenn sie ihn lockte; ein weißes Mäuschen hatte sie auch, und dicht vorm Fenster, das nach dem Walde hinausging, war im Holunderbusch ein Rotföhlnest. Der Kater tat aber weder der Maus noch

den Vögeln etwas. Alle lebten einträchtig und friedlich beisammen.

Und der Fritzel gehörte von diesem Tage an auch mit dazu. Die Waldminna hatte es ihm extra und ausdrücklich erlaubt, er dürfe wiederkommen. Er war ganz aufgeregt, als er es zu Hause erzählte. Er hatte schon manche Ehren erfahren in seinem kleinen Leben; eine Postkarte hatte er einmal bekommen von einem Onkel in Amerika; im nahen Städtchen hatte ihm einmal ein Schornsteinseger die Hand gegeben, und als der Schmied Vaters neuen Rappen beschlug, hatte er von fern zuschauen dürfen. Aber alle diese stolzen Erlebnisse wogen leicht wie der Wind gegen das Glück, der Waldminna Freund zu sein. Die Waldminna erschien ihm gar so wunderbar und mächtig. Und so oft er sie nun sah in der kommenden Zeit, so viel er an ihrer Hand umherstrich — die Mutter wußte, sie durfte der treuen Alten ihren Jungen wohl anvertrauen —, jedesmal zog er beim Wiedersehen das Mützchen tief und ehrfurchtsvoll zum Gruß.

Und diese Ehrfurcht wuchs mehr und mehr in den kommenden Jahren.

Fritz hatte seinen ersten Unterricht bei seinem Mütterchen zu Hause. Da lernte er viel Wunderbares: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Vaterlandskunde und Vaterlandsgeschichte. Aber was er nebenbei von der Waldminna lernte, dünkte ihm mindestens ebenso interessant: Die Namen von allen den Bäumen und Blumen in Wald und Flur, und ob es gute Blumen wären oder böse, und die Namen der Bäume und Schmetterlinge, und die Stimmen und Gebräuche der

Vögel, und zu jedem Geschöpfe des Waldes eine wunderbare Geschichte. Auch sonst allerlei Wichtiges, was in ihm sehr tiefen Eindruck machte, lernte er, z. B. daß man nie über ein Farnkrautdickicht wegschreiten dürfe, sonst verliere man den Weg und gerate ganz sicher und unbedingt in die Irre. Irrkraut heiße das Farnkraut deshalb auch. Und wenn einem ein Hase über den Weg laufe, müsse man umkehren und dürfe nie desselben Weges weiter schreiten, sonst ginge einem bestimmt an diesem Tage alles der Quer. Drei Himbeeren müsse man stehen lassen am abgeleerten Strauch und ebenso drei Brombeeren und drei Haselnüsse, sonst wachse im nächsten Jahre nichts Rechtes auf einem solchen Gesträuche.

Das sagte die Waldminna alles in so ernstem, wichtigem Ton, — tief, tief prägte sich's, dem Fritzel ein, und um keinen Preis hätte er die Lehren seiner Waldfreundin übertreten. Wie er staunte, als er sie empfing, so staunten seine Spielkameraden aus dem Dorfe ihn an, wenn er seine Weisheit geheimnisvoll wieder vor ihnen auskramte. Wie er der Alten alles glaubte, so glaubten sie ihm alles aufs Wort.

Und so ging seine Kindheit glücklich und in Ehren und Frieden hin, — bis er acht Jahre alt war.

Dann, ja dann — —!

* * *

Als eine große Freude und ein großes Glück erschien's ihm anfangs, dem kleinen Kerl, was dann geschah.

Einen Besuch bekam er nämlich, den durfte er sich selber einladen in einem eigens geschriebenen Brief.

Ein entfernter Better war's, dreizehn Jahre alt, Walter mit Namen. Die beiden verwandten Familien hatten nie besondere Freundschaft für einander gehegt, aber nun hatte Fritzel's Vater gehört, der Better habe Unglück in seinem Geschäft gehabt und viel Geld verloren. Da können sie gewiß nicht alle an die See reisen wie andere Jahre, sagte er zu seiner Frau. „Wie wär's, wenn der Walter unsern Fritzel besuchte in den Ferien? Der arme Junge hat dann doch frische Luft und gute Kost. So ein Gymnasiast kann eine ordentliche Erholung brauchen. Fritzel kann ihm schreiben, wenn du meinst.“

Und Fritzel schrieb.

Ungeheuer wichtig kam er sich dabei vor.

„Lieber Walter!

Meine Eltern sagen, ich soll Dich einladen. Komm doch zu uns in den Ferien. Bei uns ist es sehr hübsch. Wir haben so viel Obst. Wir haben auch einen Kuhstall. Wir haben auch einen Wald. Die Waldminna wohnt darin, aber ich bin mit ihr befreundet, da dürfen wir alles drin machen. Wenn Du kommst, will Mutter gefüllten Striezel backen. Frage deine Eltern, ob sie es erlauben. Wir freuen uns sehr.

Es grüßt Dich

Dein Better Fritzel.

Und wir haben auch eine Schaukel. Einen Wagen zum Spazierenfahren haben wir auch.

Dein Better Fritzel!“

Der fremde Better ließ nicht lange warten auf seine Beantwortung des Briefes. Er schrieb, Fritzel

sei sehr „liebenswert“, ein Wort, das Fritzel noch gar nicht kannte. Und weiter schrieb er, er sei so frei und nehme die Einladung im Namen seiner Eltern verbindlich dankend an. Er bitte an dem und dem Tag um so und so viel Uhr den Wagen zur Bahn zu schicken.

Das klang mal großartig! Fritzel kam sich ganz furchtbar geehrt vor, daß der Better in Worten, die er gar nicht verstand, an ihn schrieb. Er trug den Brief voll scheuer Ehrfurcht in der Tasche umher, während die Eltern einander etwas besorgt anblickten.

„Wird der große Junge aus der großen Stadt auch für unsern kleinen Dorfsungen passen?“ fragten sie sich leise.

Über den altklugen Brief waren sie ein bißchen erschrocken.

Und als der Better kam und sie ihn aus dem Zug steigen sahen, erschrafen sie noch ein bißchen mehr. Auch dem Fritzel wurde es im allerersten Augenblick etwas bang, fast wie betäubt. So etwas Feines wie den Better hatte er noch nie gesehen. Rote Glacehandschuhe, einen rotseidenen Schlips, einen silberknöpfigen Spazierstock, zwei Silberstreifen an der roten Mütze; ein vollständiger kleiner Herr war das ja!

„Nein, der geht nicht mit mir um! Daran ist gar nicht zu denken,“ dachte Fritzel betrübt.

So schlimm war es nun aber doch keineswegs. Der Better war stolz, — das konnte kein Mensch leugnen. Bei jeder Gelegenheit ließ er merken, wie's in der großen Stadt Sitte sei, was ein Gymnasiast aus der Oberquarta wisse, was er gelernt und geschaut.

Aber ganz herablassend gegen das kleine, dumme Frikel war er deshalb doch, und Frikel war darüber hoch beglückt. Daß der Better ihm erlaubte, seine Bücher aus dem Koffer zu packen, machte ihn ganz furchtbar stolz. Ja, er durfte in die Bücher hineinschauen. Kein Wort verstand er leider davon. Natürlich nicht, denn es sei Griechisch und Latein, sagte Walter und wollte sich totlachen über das kleine dumme Huhn, das noch gar nichts wisse.

„Bitte, manches weiß ich doch auch,“ hätte Frikel gern gesagt, hätt' er sich's nur getraut. Die Bogelsprache zum Beispiel! Darin hatte er mit der Zeit durch Minnas Hilfe eine ganze große Menge gelernt.

Aber bis er die Schüchternheit dem großartigen Better gegenüber so weit überwunden hatte, um von seinen Kenntnissen zu reden, verging geraume Zeit, beinahe ein ganzer Tag, während dessen der Better sich Haus und Hof und Garten und Stall genau ansah. „Wirklich nett“ fand er alles. Natürlich mit der großen Stadt nichts auch nur zu vergleichen! Nur den gefüllten Striezel, den fand er tadellos, ganz unvergleichlich. Da käme der Hofbäcker auch nicht entfernt „ran“. Sechs Stücke aß er davon beim ersten Vesperkaffee.

Und gnädig ging er dann mit Frikel zur Schaukel.

Gnädig ging er am andern Morgen mit ihm hinaus aufs Feld, wo unter der Aufsicht von Frikels Vater und dem Herrn Inspektor die Dreschmaschine schaffte.

Gnädig ging er am Nachmittag mit ihm in den Wald.

Aber da hörte das Gnädigsein ganz und gar auf. Siebenmal, siebenmal „dummes Huhn“ wurde Frikel

wenigstens genannt. Alles und alles, was er vorbrachte an Waldkenntnissen, fand der Better „kolossalen Quatsch“. Keinen Blumennamen wisse er ja richtig! Der Better wußte, wie die Blumen richtig heißen, wie sie in der Schule heißen, lateinisch und deutsch, — und das war freilich ganz anders, als wie es die Waldminna gesagt. Und das mit den Vögeln, mit dem verzauberten Bäckergefallen und der verzauberten Witwe, das sei nun vollends unbändig dumm. Und das mit den drei Müssen, die man stehen lassen müsse! — Einfach Aberglauben! Und Aberglauben sei das Allerdümmste, was es überhaupt in der Welt gäbe! Das käme aber davon, wenn so ein Junge mit alten Frauen verkehre! Zum Förster solle er sich halten, schießen lernen — knallen —, zuerst auf Elstern, dann auf Rehe und Hirsche und Auerhähne. Das wollte Walter auch während der Ferien! Halli, hallo! — — Und er erzählte Jagdgeschichten von seinen Freunden, die auf Gütern und in Förstereien gewesen waren während der Ferien. Das waren Sachen! — Frikel hörte ganz verblüfft zu, und sein Herz füllte sich mit immer tieferer Scham über die Walderlebnisse, die bisher sein kleines Leben ausgefüllt: Beerensuchen, Blumenpflücken, dem Sange der Vögel zuhören. —

Hei, jetzt sollte es damit aus sein! Ein förmlich bitteres Gefühl gegen die Waldminna quoll in ihm empor.

Die Alte saß auf dem Bänkchen vor ihrer Hütte, als der große und der kleine Better gegen Abend rot und erhitzt vorbeikamen, und traute ihren Augen nicht. — Frikel, ihr Herzblatt, ging, ohne sie anzusehen, stolz vorbei! Nein, das konnte doch nicht sein!

„Frizel, Frizel!“ rief sie.

Aber da drehte Frizel sich kampfbereit herum. Er wollte kein dummes Huhn mehr sein, sondern ein richtiger Junge werden, das hatte er dem Vetter auf diesem Waldspaziergang ernst und feierlich versprochen.

Tapfer sah er der alten Freundin ins tiefverwunderte, braune Runzelgesicht. „Ich geh nicht mehr mit dir!“ — Die Tränen machten ihm das Schreien wohl ein bißchen schwer, aber er bezwang sich tapfer und schrie noch, so laut er konnte: „Was du mir gesagt hast, ist alles nicht wahr! Alles nicht wahr! In der Schule wird man ausgelacht, wenn man die Blumen mit solchen Namen nennt. Und Verzaubereien gibt's nicht! Und Aberglauben ist ganz dumm! Und ich komme bald aufs Gymnasium, da werd' ich's schon richtig lernen, wie's mit den Sachen ist.“

* * *

Walter hat Frizel gesagt, seine Rede wäre sehr schön gewesen und seine Entrüstung sehr recht. Es könne ein Junge aus ihm werden, wenn er's so weitermache. Darüber war Fritz glücklich und stolz. Freilich, ein eigentümliches Glücklichfühlen war's, so ein bißchen wacklig, einmal hin, einmal her. Sein Gewissen befand sich nicht ganz wohlauf. Das war wie im Fieber, weckte ihn auch ein paarmal des Nachts auf. In den nächsten Tagen hat es ihm auch noch sehr viel zu schaffen gemacht. Es sagte immer: „Schlechter, undankbarer Junge, jetzt geh gleich einmal hin zur Waldminna, bitte ihr ab!“

Aber Walter, der ließ ihn ja jetzt gar nicht von

seiner Seite. Der hatte ihn seiner Freundschaft gewürdigt. — Wie stolz ihn das machte!

Allen Ernstes hatte er ihm versprochen, er wolle ihn nicht verachten, wenn er in die Stadt ins Gymnasium käme, sondern mit ihm reden, auf dem Schulhof und in den Frühstückspausen. Das mußte eine ungeheure Ehre sein, die allergrößte! Walter hatte das Versprechen in feierlichem Ton gegeben, nachdem der Kleine ihm seinen neuen Farbenkasten, der ja doch — nach Walters Urteil — viel zu gut für ihn sei, geschenkt. Nein, mit Walter durfte er's nun nicht mehr verderben. Das Gymnasium! Das ging ihm schon durch alle Träume. Am ersten Oktober sollte er wirklich hin, hatten Vater und Mutter bestimmt. Zum Herrn Oberlehrer der Sexta solle er in Pension kommen. Viele Briefe waren deshalb schon hin und her gegangen. Sextaner hieß er dann, hatte Walter ihm gesagt. Eine rote Mütze bekäme er mit dem Silberbörtchen dran. Und rote Handschuhe, einen roten Schlips und ein Spazierstöckchen mit einem Silberknopf wollte er sich zum Abschied wünschen.

Nein, dazu paßte die Waldminna freilich nicht mehr!

Zwei-, dreimal war es ihm, wenn er am Häuschen vorbeikam und die greise Gestalt von weitem sah, als müsse er ihr mit einem herzlichen Liebeswort schluchzend um den Hals fliegen. Aber ein so dummes Huhn wollte er doch nicht sein! Und schließlich gewöhnte er sich daran, feck und dreist am lieben Hüttchen vorüberzuspazieren, dem Forsthaus zu, wo Walter jetzt wirklich zielen und schießen lernte und er zusehen durfte. Das war eine Ehre!

Drei Spazier, zwei Krähen, einen Eichelhäher und ein Eichhorn hatte Walter schon erlegt. Dem Kleinen ging jeder Schuß noch ins kleine, weiche Herz. Aber er mußte sich eben daran gewöhnen. Am letzten Tage der Ferien war's dem jungen Schützen sogar gelungen, einen Kuckuck zu schießen, — ein seltenes Glück! Blutend, noch zuckend, lag das Tierchen im Grase, das fahle Gefieder weißlich überhaucht, wie mit Mehl bestäubt.

„Es ist eben doch ein verzauberter Bäckerknecht, nun sieht man's ja!“ hätte Fritzel beinahe laut gerufen. Er besann sich zum Glück zur rechten Zeit, daß das ja alles Unfinn war, und schwieg.

* * *

Vier Monate sind seitdem vergangen. Fritzel ist wirklich in der Stadt und ist wirklich Gymnasiast. Die rote Mütze, die roten Handschuhe, der rote Schlips und das Spazierstöckchen, — alles ist wahr geworden.

Walter hatte auch in zwölf Wochen drei- oder viermal auf dem Schulhose mit ihm gesprochen, und seine Mitschüler haben ihn beneidet, daß ein so Großer sich zu ihm herabließ, wenn die Unterhaltung auch nur aus den wenigen Worten bestand:

„Nun, kleines Huhn, wie geht's?“ „Danke, gut!“
„Grüße deine Eltern, wenn du an sie schreibst!“ „Ja, danke!“

Viel Ehre! Auch eingeladen hatte ihn Walter einmal; wegen Kopfschmerzen seiner Mutter wurde die Einladung freilich abgesagt. Aber trotzdem war Fritzel nicht glücklich. Es war prachtvoll im Gymnasium,

natürlich! Die vielen Jungens! Und das viele Lernen! Aber trotzdem — was ihm fehlte, konnte er gar nicht recht sagen.

Es war ihm etwas so schwer in der Brust, und wenn er an zu Hause dachte, wurde es immer schwerer, und er mußte immer an zu Hause denken, das war das Unglück. Wo er ging und stand, fiel ihm etwas von zu Hause ein. Immer, wenn er ein freundliches Frauengesicht auf der Straße sah, gab's ihm einen Stich, denn er glaubte, seine Mutter sehe ihn an. Und jeder schlanke, starke Herr mit großem, rotblondem Bart erinnerte ihn an seinen Vater. Und alle die lieben Worte, die die Eltern zu ihm gesprochen, fielen ihm dann ein, — und die ganze Heimat stand deutlich vor ihm da, schön wie das Himmelreich: jeder Winkel im Haus, die Stuben, der Hof, der Stall, die Apfelmutter, sein leeres Bettchen. Die Mutter hatte leise geweint, als sie ihm zum letztenmal darin gute Nacht gesagt. Ach, wie schön, wie traut war alles zu Hause gewesen! Er hatte es ja niemals gewußt, solange er daheim gewesen war. — Nun aber waren seine Gedanken wie angeketten an die Heimat. Und er sollte doch an ganz andere Dinge denken! Er sollte doch lernen!

Damit ging's eben leider gar nicht gut. Das war das Schlimme. Die Pensionseckern waren oft sehr böse auf ihn, wenn er so saß und über Buch und Heft ins Leere hinstarrte und träumte. Und wenn er mit schlechten Zensuren aus der Schule kam, waren sie noch viel böser. Drei Pensionäre hatten Oberlehrers, drei fleißige Jungen, die gute Zensuren nach Hause brachten, und auf die sie stolz waren, und sie sagten ihm alle Tage,

so weit müßte er's auch bringen, mit seiner Faulheit ginge das nicht so weiter, sonst könnten sie ihn nicht behalten. Der Herr Oberlehrer setzte sich selbst zu ihm und lernte die lateinischen Lektionen, die er ihm in der Schule aufgegeben, mit ihm durch. Unbeschreibliche Mühe gab er sich, und Fritzchen hätte sich die kuriosen Worte auch endlich gemerkt, wenn nur nicht das Zucken im kleinen Herzen gewesen wäre.

Immer und ewig fiel ihm mitten im Latein mit einem heftigen Ruck die Heimat ein. Und dann ward ihm alles andere so egal. Sein Blick ward verschwommen, alles, was er eben noch richtig gewußt, sagte er falsch.

O, wie da der Herr Oberlehrer zürnte! Fritzel sah's ein, so viel Geduld konnte auch gar kein Mensch haben, um's mit ihm auszuhalten. Unglaublich sei seine Gedankenfaulheit, seine Faselei.

„Wenn's nicht gar Troß ist,“ sagte der gestrenge Herr eines Tages, als er gar nichts antwortete auf sechsmaliges Fragen.

Da wollte Fritzel auffahren, o, für sein Leben gern wollte er's dem Herrn Lehrer erklären: Nein, Troß sei's ganz gewiß nicht! Wenn er's nur hätte sagen können, was ihm sei! Aber die Worte fehlten ihm, ihm selbst war's nicht klar. Zu Haus hatte er ja fleißig gelernt, auch hier wollte er lernen, gewiß, gewiß! Das Lernen liebte er ja. Nur die Gedanken, die verschwammen ihm immer so. — War das nun eben Faulheit? O, wenn er's doch einem Menschen hätte deutlich sagen können, wie es ihm war! Wenn die Mutter doch einmal käme!

Dazu war leider gar keine Aussicht. Der Herr Gymnasialdirektor hatte die sanfte Frau bei dem überaus tränenreichen Abschied, dem er beigewohnt, dringend, ja fast streng ersucht, ihren kleinen, verzogenen Prinzen nicht so bald zu besuchen; das Eingewöhnen würde ihm sonst immer aufs neue schwer. Und sie hatte ihm die Hand gegeben und gemeint, er habe recht. Zu Weihnachten käme Fritzel ja nach Haus! Bis dahin wollten sie's tapfer aushalten, Fritzel sollte es auch aushalten. — Und Fritzel wollte ja auch.

Aber nun, — wie nun alles gekommen war! O, nur einmal mit den Eltern reden, ihnen sagen, was er vor den Fremden gar nicht herausbringen konnte, was er selbst gar nicht verstand: daß er fleißig sein wollte — wirklich und wahrhaftig — und nicht konnte, er wußte nicht warum.

Der Herr Oberlehrer hatte an die Eltern schreiben müssen, wie schlecht es mit Fritzel stand, und beide schrieben ihm nun um die Wette ungeheuer traurige, ermahnende, ernste und gestrenge Briefe.

Fritzel antwortete darauf unter Frau Oberlehrers Aufsicht, wie es alle vier Jungen machen mußten. Er gab zu: „Meine Zensuren sind sehr schlecht, ich passe leider nicht auf, ich bin der Allerschlechtesten! — Aber ich will mich bessern,“ versprach er immer wieder.

Und mit dem Bessern wurde es dann nichts, — ach, trotz des besten Willens! Die Berichte des Herrn Oberlehrers wurden immer ernster.

Da schrieb der Vater endlich ein schreckliches Wort.

„Wenn Du Dich nicht zusammennimmst, Dich nicht besserst, mein Sohn, so müssen wir Dir leider die Freude

versagen, zu Weihnachten nach Haus zu kommen. Nichte Dich danach! Und denke daran, daß unser Schmerz in diesem Falle noch größer wäre als der Deine!"

Das wird helfen! Das wird ihn aufrütteln! hatten die betrübten Eltern wohl gedacht. Ja, es rüttelte ihn auf, — aber nicht zur Aufmerksamkeit.

Eine entsetzliche Angst und Unruhe kam über ihn.

Zu Weihnachten noch nicht nach Haus! Noch nicht nach Haus! Noch nicht den Eltern in die Arme fliegen, noch nicht all das Liebe wiedersehen! Und die Eltern obendrein so kränken, — o nein, — das konnte ja nicht sein! Das heimatliche Weihnachtsfest schwebte ihm vor. Immer mußte er daran denken, an die riesige Tanne, an die singenden Dorfkinder, an Mutters liebes, liebes Gesicht. — Nein, es ging nicht, das Lernen!

Ganze halbe Nächte lang lag er mit glühenden Wangen wachend im Bett und dachte darüber nach, warum es wohl nicht ginge.

"Weil du ein kleines, dummes Huhn bist," sagte Walter, den er eines Tages kühn entschlossen fragte.

Das drückte ihn vollends ganz zu Boden. Er sah das Schreckliche kommen. Mit Angst und Entsetzen dachte er an die fröhliche, selige Weihnachtszeit.

* * *

Und das Schreckliche kam wirklich. Nach einem langen Briefwechsel hin und her teilte der Herr Oberlehrer es Fritz ernst und traurig mit: Diese schwere Strafe müsse sein, er dürfe nicht nach Haus. In langen, tief betrübten Briefen bestätigten es die Eltern.

Mit Fritz war es nämlich immer schlimmer ge-

worden. Er wollte nun entschieden gar nicht mehr. Auf die Frage: „Willst du dich bessern? Willst du dir das und das nun endlich merken?“ gab er gar keine Antwort mehr, sondern schloß fest den Mund.

„Entschieden trozig und verstoekt!“ hatte der bekümmerte Pensionsvater den ebenso bekümmerten Eltern melden müssen. Er war selbst ganz außer sich; es war ihm so ernst mit seinen Jungen, und größere Mühe konnte sich kein Mensch geben als er mit ihnen. Fritzel seiner Weihnachtsfreude zu berauben, ging ihm selbst tief ins Herz, er und seine Frau litten schwer darunter, ihnen war selbst jede Freude auf das Fest genommen. Und doch, — die ausgesprochene Drohung durfte nicht in den Wind gesprochen sein. Fritz mußte Strenge und Ernst fühlen. Was alle Ermahnungen nicht vermocht hatten, würde vielleicht diese Strafe vermögen. Um sie wirklich ernst zu machen, wünschte er, daß auch Fritzels Eltern zum Feste nicht nach der Stadt kämen; der Junge sollte in sich gehen; in der Ferienwoche nach den Feiertagen könnten sie dann beide kommen, wenn sie es wünschten und für gut fänden. Er schlage dies natürlich nur vor, schrieb er, zu Fritzels Bestem, mit dem innigen Wunsche, den Jungen auf den rechten Weg zu bringen. — Die Eltern stimmten ihm zu.

Dem Jungen war's, als müsse sein Herz entzweibrechen, als er die Nachricht empfing. Ein Gymnasiast darf ja nicht weinen. Er wußte, was das für eine Schande war. Einen, dem es einmal passierte, hatten die andern schon verhöhnt. Also zusammennehmen! Reden lieber gar nicht, — sonst wären die Tränen in Strömen geflossen gekommen, das wußte er. So nahm

er das Urtheil stumm hin, nur zusammenzuckend. Auch des Pflegevaters wirklich väterlich liebevolle Rede ließ er stumm über sich ergehen. Er sah es ja ein, — des Lehrers Schmerz über ihn war gerecht. Nur etwas an dem Ganzen stimmte nicht. Aber in seinem Kopf war es so dumpf und dumm, er konnte es nicht ausdenken und zurechtbringen, was es war. — Schlechter Wille war nicht in seinem Herzen, auch wahrhaftig kein Troß. So gern, so gern wär' er anders gewesen! Was war nur mit ihm, daß er nicht konnte? Was war es nur? So heiß hatte er sich's vorgenommen, sich zu bessern. Und doch vergebens! Nun wagte er gar nicht mehr zu sagen: „Ich will!“

In Sinnen und Grübeln gingen die Tage hin, in immer neuer Mühe, die Tränen zurückzudämmen, die bei jeder Gelegenheit hervorstürzen wollten, bei jedem Christbaum, den er auf der Straße sah, beim Anblick jeder Mutter, die mit ihren Kindern fröhlich einkaufen ging in den hell erleuchteten abendlichen Straßen, bei jedem Weihnachtslied, das sie in der Schule sangen.

Er bezwang es wirklich tapfer, das verachtete, verbotene Weinen, alle die schweren Tage hindurch bis zu allerlezt, bis zum zwölften Glockenschlag des Tages vor dem Heiligen Abend, an dem die Schule geschlossen ward. Und daß es dann losbrach, so unbändig, so in Strömen, — o wahrhaftig, nicht er war daran schuld! Walter war's! Nur Walter war's! Dicht vorm Gymnasium, im Schwarm aller seiner großen Freunde hielt er ihn an. Und auch die Kleinen standen natürlich und guckten. Und so laut schrie es Walter; alle mußten es ja hören:

„Kleines Huhn, — also so dumm und faul waren wir! Nicht einmal nach Haus darf man Strafe halber? Kleines Huhn, schäme dich!“

Die Jungen, groß und klein, lachten laut.

Aber Fritzel packte etwas, — o, er wußte nicht, daß es so eine Masse von Schmerz auf der Welt geben kann. Walters Spott war ungerecht.

„Schäme du dich!“ schrie er außer sich, und damit kamen die Tränen gekollert, gestürzt, gestutet, — laut ausschluhzend sah er sich um. War keiner, der ihn mitleidig ansah, dem er hätte sagen können, wie ungerecht es war?

Er sah sich um und um. Da, — mit einem Mal ein Staunen, ein Sonnenstrahl über seinem blassen, tränenüberströmten Gesicht!

Was war denn los? Ein paar der Jungen sahen sich etwas unsicher um. — Nichts! Ein altes, hageres Weibchen nur mit einem großen, braunen Weidentragkorb auf dem Rücken, einem Weidentorb in der Hand. Darin funkelte es golden und silbern. Solch ein Handelsweibchen, das ging doch Jungens nichts an!

Aber: „Waldminna! Waldminna!“ jubelte doch eine tränendurchzitterte Stimme voll höchsten Glücks.

„Fritzel! Mein Fritzel!“ klang's wieder.

Und wie die Jungen staunten und lachten und spotteten, den beiden war's ganz gleich; Fritz flog mit ungestümem Schluchzen der Alten entgegen und rief laut: „Minna, hilf mir! Sag's meinen Eltern, ich könnte nichts dafür!“

Und die Minna drückte und herzte ihren Jungen

und sagte tröstlich: „Nu, nu, nu, mein Jung! Nur ruhig! Es wird wohl alles nicht so schlimm sein!“

* * *

Hinter einem schützenden Türflügel in einem Hausflur standen sie ein paar Minuten später, Fritel und die Alte.

Der große Jungenschwarm hatte sich rasch verlaufen, als die beiden ihn gar nicht im mindesten beachteten, und sie hatten ruhig und ungestört abziehen können. Daß Fritz eigentlich stolz geworden war und die Minna verachtete, hatte er ganz vergessen, die Minna auch ganz, daß sie sich ein halbes Jahr lang um ihn bitterlich ge- grämt hatte.

Solch ein Wesen verachten? Ja, wie war denn das überhaupt möglich gewesen? Staunende Verehrung für sie war in Fritzens Herzen wieder hergestellt. Die Minna war wunderklug, klüger als alle, alle, alle Gymnasiafen, — von tiefster Weisheit erfüllt.

Das quälende: „Was ist es nun mit dir?“ das Fritel sich nicht selber lösen gekonnt, — sie hatte es sofort beantwortet, als Fritel ihr in raschem, unaufhaltsamem Schwall, unter wildem Schluchzen sein Leid geklagt hatte.

„Mein Jung, — ja, das ist doch klar, das ist ja doch kein Wunder, mein Jung: du hast Heimweh! Ganz einfach! Da ist der Mensch so! Da kann der Mensch nicht aufpassen. Das Herz ist wie eine Kanonenkugel so schwer in der Brust. Einmal die Heimat wiedersehen, dann ist's gut. Ich hab's auch gehabt, als ich jung war. Genau kenn' ich's —“

Fritzens Tränen stockten, Fritzens Augen guckten groß, der ganze Fritz atmete förmlich auf, als er das hörte. Ruhiger konnte er nun sprechen. Alles stimmte, wie es die Waldminna meinte. Ja, natürlich! Kein Zweifel mehr! Nicht unverbesserlich, nicht trotzig und verstockt! Nein, Heimweh, wirklich und wahrhaftig, Heimweh war's gewesen! Er hatte sich ja so nach Haus gesehnt!

„Und das wird besser, wenn man erst einmal wieder zu Hause war?“

Die Minna sagte völlig zuversichtlich: „Ganz bestimmt!“

„O Minna, könntest du es den Eltern sagen?“ fragte Fritz.

„Na ob!“ sagte die Minna.

Da war's dem Fritz, als stände ein Strom still in seiner Brust. Ganz müde war er vom Weinen, — aber auch keine Träne kam nun mehr. Ruhig, friedlich konnte er mit der Waldminna durch die Straßen und über die beschneiten Plätze gehen, wo ganze Wäldchen von Christbäumen standen.

Wie Minna nur überhaupt hierher kam, fragte Fritz, glücklich staunend.

Ganz einfach, erklärte ihm die Minna. Obgleich er ihr die Freundschaft gekündigt, habe sie sich doch im stillen auf sein Nachhausekommen so sehr gefreut. Er hätte sich ja geändert haben können. Und in der Freude habe sie so viel Tannenzapfen im Walde gesucht, wie sie nur irgend gefunden, und habe für ein paar Groschen Schaumgold gekauft und sie so recht schön blizend vergoldet und versilbert. Dann hatte sie sie Fritzens Mutter

gebracht für den Weihnachtsbaum — und da hat sie's erfahren.

Sie schmückten dieses Jahr gar keinen Baum, hatte die Frau traurig gesagt.

„Denken Sie nur, Minna, unser Junge ist faul und verstockt und taugt überhaupt nichts. Können Sie's glauben?“ hatte sie ganz müde und leise gesagt.

Die Zapfen hatte sie nicht angenommen. Nun hatte die Minna rasch zweierlei zu tun. Sie hatte nämlich gesagt: „Nein, ich glaub' es nicht!“ Und nun mußte sie erst zu erfahren suchen, ob sie recht hatte. Zweitens, die schönen Zapfen anderweit verkaufen, das heißt, wenn sie nicht recht gehabt hätte, sagte sie. So, wie es ständ', gäbe sie die Hoffnung nicht auf, daß doch noch ein Baum daheim angebrannt würde, und sie nehme den glitzernden Schmuck auf jeden Fall wieder mit heim. Guten, lieben, fröhlichen Trost redete sie Fritz ein. Er solle nur den Kopf hoch halten, den Mut nicht verlieren. Jedenfalls wolle sie gleich mit Fritzels Eltern reden, sie beruhigen, ihnen alles erklären.

Fritz sagte: „Ja, ich bin nun auch ruhig. Viel, viel besser ist mir's. Ich hoffe, ich kann mich doch noch bessern. Ich danke dir, gute, liebe Waldminna, und ich bitte dich auch noch sehr um Verzeihung!“

Die Waldminna sagte: „Ach was!“ Dann stieg sie rasch in einen humpelnden Omnibus, der direkt auf den Bahnhof fuhr. Fritz aber ging nach Haus, und zum erstenmal schmeckte ihm wieder das Mittagbrot.

* * *

Fritzels Vater hatte seinen kleinen Gymnasiasten doch noch zur Weihnachtsfeier nach Haus geholt. Er kam in aller Frühe des Heiligen Abends, und er und der Herr Oberlehrer hatten eine lange Unterredung miteinander. Dann sprachen sie beide freundlich ermahnend mit Fritz, und der Herr Oberlehrer gab dem glücklichen Jungen die Erlaubnis mit heimzureisen in der sicheren, ganz sicheren Erwartung, daß ein anderer, neuer Fritz nach Neujahr wiederkommen werde, einer mit frischer Lust und guten Vorsätzen, einer mit offenen Ohren und beredtem Mund.

Fritz versprach sein Bestes. Es war ihm so zumute, als könne er's nun ganz getrost. In der Dämmerung des Heiligen Abends kamen sie heim. Die Mutter wartete auf der Bahn und drückte ihren Jungen in unveränderter Liebe selig ans Herz. Hinter dem Stationsgebäude stand der Schlitten, die Bäume der Rappen mit Glöckchen behangen. Wald und Flur lagen weiß beschneit, heimlich traut, in der Dämmerung goldene Lichter schon hie und da, und im Dorfe Licht an Licht, und von weitem schon Hundegebell vom geliebten Heimathofe her, — und überall solch eigner Duft von dem Rauche aus den Essen — und so etwas Frohes — Heiliges — —

„Ja, Mutter, Vater! Es war Heimweh!“ rief Fritz auf einmal nach kurzem Nachsinnen fast überlaut. Da fing gerade das Glöckchen an zu läuten. O Weihnachtsglöckchen! O Heimatglocke! — Die größte Seligkeit glücklicher Jugendzeit zog ein in Fritzens kleines Herz. Am Abend hatte der Tannenbaum gebrannt mit vielen Hunderten vergoldeter und versilberter Tannen-